Zeitschrift: Schweizer Spiegel

Herausgeber: Guggenbühl und Huber

Band: 40 (1964-1965)

Heft: 6

Artikel: Galapagos-Seychellen retour : ...oder das grosse Sterben der Schildkröten

Autor: Honegger, René E.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1074365

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

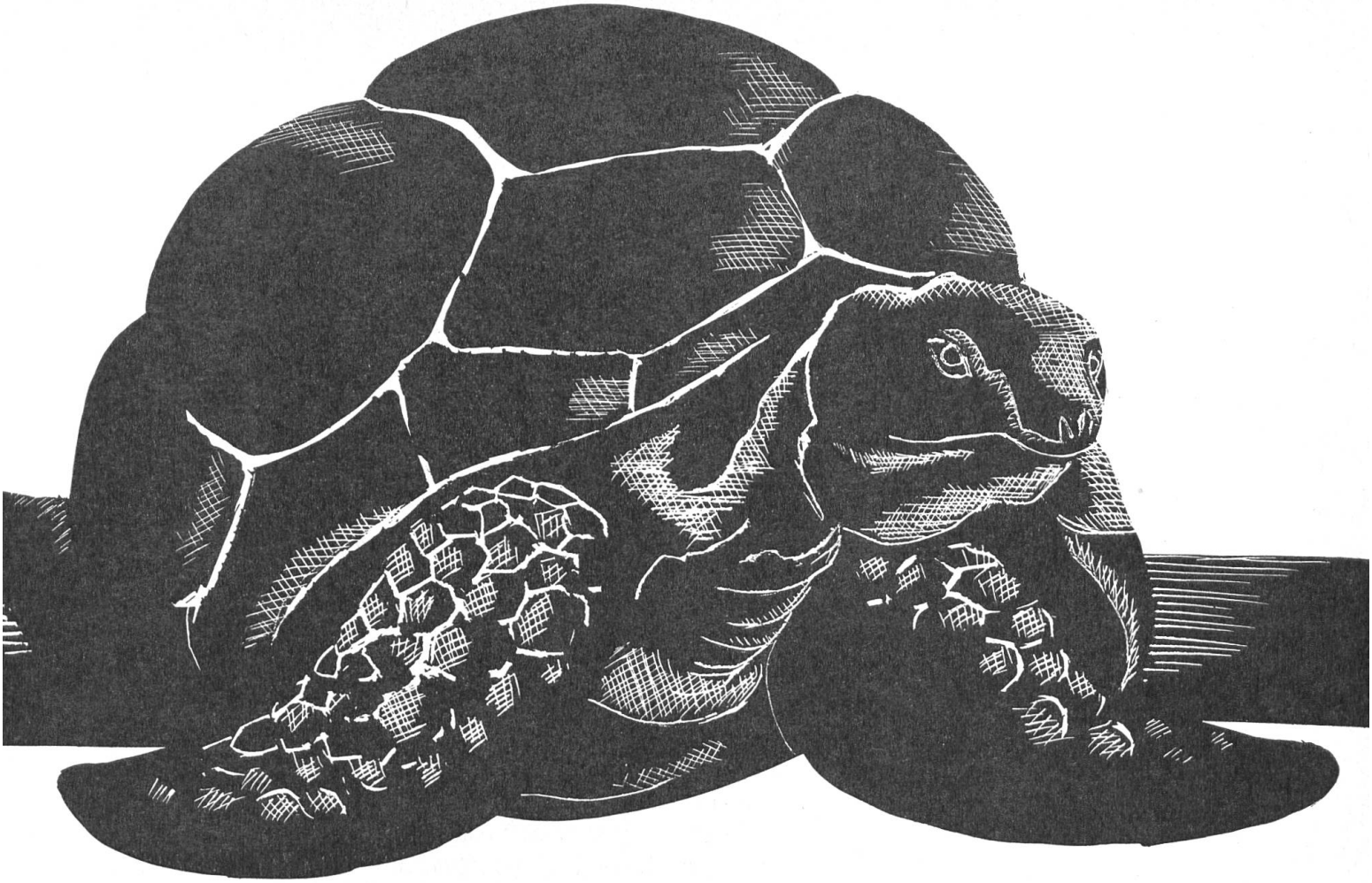


Illustration Heinz Stieger

Galapagos - Seychellen retour

... oder das grosse Sterben der Schildkröten

Von René E. Honegger

Die Reptilien in den Schaufenstern der Tierhandlungen haben mich schon als Bub fasziniert. Vor allem hatten es mir die Schildkröten angetan. Und dieses Tier, so schien es mir, sei auch einfacher zu halten in einer Wohnung als ein Hund oder eine Katze.

So fuhr ich denn, als ich aus meinem Kommissionengeld einen Fünfliber zusammengespart hatte, an einem freien Nachmittag in die Stadt – zum ersten Mal mit dem Velo – und kaufte mir die langersehnte sogenannte «Fünfliber-Schildkröte», eine Sumpfschildkröte mit roten Wangen, das heißt mit einem roten Streiflein hinter den Augen – ein wunderschönes Exemplar. Sie war gerade so groß wie das Fünffrankenstück und gerade so teuer.

Auf dem Heimweg allerdings hatte ich Pech: Mit dem Rad geriet ich in eine der mir noch unvertrauten Tramschienen und landete recht unsanft auf dem Pflaster. Velo und Fahrer waren ziemlich defekt, aber die Schildkröte überstand alles vorzüglich.

Um meinem kleinen Kumpan die richtige Umgebung zu schaffen, setzte ich mich sogleich mit dem bekannten Carl Stemmler von Radio Basel in Verbindung und bastelte ihr nach seinen Angaben ein regelrechtes Aquaterrarium mit den Möglichkeiten, daß sich das Tier zu Land oder zu Wasser aufhalten könnte.

Gleichwohl: sie starb! Da ich das Terrarium nicht richtig geheizt hatte, ging sie zu Beginn der kalten Jahreszeit an einer Erkältung ein.

Umsomehr interessierte es mich, wie man es denn ganz richtig machen müßte, wie es ein Fachmann angepackt hätte. Und deshalb meldete ich mich später, zur Zeit der Mittelschule, als Hilfswärter im Zoo.

Ich kam zu den Huftieren, lag aber bei jeder Gelegenheit meinem Professor Hediger, der damals gerade Direktor des Zoos geworden war, mit meinen Fragen über Reptilien und Schildkröten in den Ohren. Das hat gewirkt: Eines Tages fand Professor Hediger, meine Gedanken wären eigentlich recht brauchbar und mein Hobby wirklich ausbaufähig. Und heute bin ich sein Assistent. Bis dahin aber war es ein langer Weg.

Nach der Mittelschule verschaffte mir Hediger eine Anstellung im Reptilienhaus des Zoo von Philadelphia. Ich arbeitete dort unter dem bekannten Reptilienkenner Roger Conant, der mich über das Weekend oft auf seine Exkursionen durch New Jersey und Pennsylvania mitnahm. Die entwicklungsgeschichtlich uralten Tiere weckten nun nicht nur meine Tierliebe, sondern auch meinen wissenschaftlichen Eifer. Und als mich Hendon Dowling vom Bronx-Zoo in New York fragte, ob ich Lust hätte, an einer Expedition nach den Schildkröten-Inseln, den Galapagos, teilzunehmen, sagte ich selbstverständlich sofort zu.

Dowling machte mich darauf aufmerksam, daß die Riesenschildkröten auf Galapagos nahezu am Aussterben seien, wollte der Ursache für diesen Rückgang näher nachgehen und Wege zur Rettung dieses heute bereits seltenen Tieres finden.

Er erzählte mir, im 17. und 18. Jahrhundert seien die Riesenschildkröten von den Walfängern zu Hunderttausenden von den Galapagos geholt, in den Schiffsbäuchen verfrachtet worden – und hätten so als lebendige Konserven zur Auflockerung der eintönigen Nahrung durch eingepökeltes Fleisch und Fisch gedient.

Es beschäftigte uns auch, daß es so selten gelang, in unseren zoologischen Gärten Nachwuchs von Riesenschildkröten zu züchten – eigentlich glückte dieses Kunststück nur in sehr südlichen Klimas, etwa in Miami, San Diego und auf Bermuda.

Und schließlich gehörten zu unserem Forschungsauftrag die Landleguane und Meerechsen, die wir in ihrer einzigartigen Umgebung erhalten wollten.

Die nötigen Finanzen für diese Expedition wurden uns von der New York Zoological Society und von einem Privatmann zur Verfügung gestellt. Außer Dowling und mir bestand die Gruppe aus einem Photographen der National Geographical Society, die das wunderbare und weltbekannte Geographic Magazine herausgibt, und einem Embryologen.

Auf nach Santa Cruz

Von New York fuhren wir nach Guayaquil in Ekuador und schifften uns dort auf die Fähre Cristobal Carrier ein, ein uraltes Minensuchboot, das die Amerikaner bereits 1928 zur Verschrottung bestimmt hatten – und das dann die Ekuadorianer erworben hatten. Man glaubte jeden Augenblick, daß die Barke sich in einzelne Stücke auflösen müsse. Obwohl der Pantograph dauernd auf «Flank Speed», die größte Geschwindigkeit für das Überholen beim Schwenken eines Konvoi, zeigte, schnitt unser Cristobal das Wasser in einem höchst gemütlichen Tempo.

Nach über 100 Stunden landeten wir auf der Insel Chatham, gewissermaßen der Hauptstadt des Archipels, der aus zwölf Inseln besteht. Chatham verfügt über eine Polizeistation und einen Doktor, und gelegentlich kommt sogar ein Zahnarzt vom Festland hier vorbei. Die größte Insel, Albemarle, hat eine Ausdehnung von 75 auf 125 Kilometer, und die ganze Gruppe zählt etwa eine Bevölkerung von 3000 bis 5000 Einwohnern. Genauere Zahlen sind nicht erhältlich, da viele politische Flüchtlinge aus Europa, Nord- und Südamerika nicht registriert werden.

Einheimische Tiere waren auf Chatham eigentlich keine mehr zu finden, da die von den Siedlern eingeführten Katzen, Hunde und Ziegen die ursprüngliche Fauna vollständig zerstört haben. So fuhren wir in einem fünf Meter langen Fischkutter namens «Odin», der dem Siedler Miguel Castro gehörte und weder über einen Kompaß noch über Schwimmwesten verfügte, ein paar hundert Kilometer kreuz und quer durch den Archipel weiter – mit viel Geduld und sehr viel Glück.

Auf der Insel Santa Cruz errichteten wir unser Basislager. Bei Forest Nelson, einem Amerikaner, der hier einige Bungalows aufgestellt hatte und auf Touristen hoffte, waren wir sehr gut untergebracht.

Von dort ging es weiter nach Narborough, dem einzigen Eiland, das noch nicht durch verwilderte Haustiere kaputtgemacht worden ist. Dort stießen wir auf einer Landzunge auf eine Riesenkolonie von Meerechsen, jener grau-schwarzen Leguane, die ausgewachsen eine Länge von etwa 1 Meter 40 erreichen. Wohl 5000 solcher Echsen lagen hier auf einem Felsen von 20 mal 150 Metern so dicht beisammen, daß man den Stein überhaupt nicht mehr sah.

Es war gerade Flut, deshalb setzten sich die Tiere auf das Trockene. Kaum aber setzte die Ebbe ein, tröpfelten sie eines nach dem andern ins Wasser, wo sie sich das aus Tang und Algen bestehende Futter holen. Der Fels war nun vollständig leer und füllte sich erst wieder, als nach einigen Stunden die Flut kam.

Glücklicherweise haben diese Tiere hier keine Feinde, ihr Fleisch wird nicht gegessen, und sie wurden auch nicht «zum Vergnügen» geschossen. Auf Seymour, einer andern Galapagos-Insel, nämlich hatten die Amerikaner im letzten Weltkrieg eine Radarstation zum Schutze des Panamakanals aufgebaut – und aus lauter Langeweile mit den Pistolen alle Tiere niedergeknallt. Auf Seymour sieht es heute wirklich trostlos aus!

Auf Narborough wohnen auch noch reizende kleine Pinguine, etwa 30 Zentimeter groß, also viel kleiner als diejenigen, die am Südpol vorkommen. Der kalte, etwa 18 bis 20 Grad warme und sehr fischreiche Humboldt-Strom hat diese Polar-Tiere von der Südküste Südamerikas auf den Archipel gebracht, wo sie nun mit den ausgesprochenen Tropenreptilien, unseren Meerechsen, zusammenleben, die sich unter der heißen Aequator-Sonne ebenfalls sehr wohl fühlen.

Man meint oft, Pinguine spazierten vor allem vergnüglich auf dem Festland herum und weiß nicht, daß sie ganz hervorragende und schnelle Schwimmer sind, so schnell, daß man sie eben nur sehr schlecht photographieren oder filmen kann. Dabei benützen sie ihre Flügelansätze als Ruder und den Schwanz als Steuer. Leider werden diese reizenden Pinguine sehr oft von Touristen als «Souvenirs» auf ihre Yacht mitgenommen und sterben dann auf dem Schiff natürlich sehr bald, weil ihnen das nötige Futter, vor allem Weichtiere und kleine Fische, fehlt.

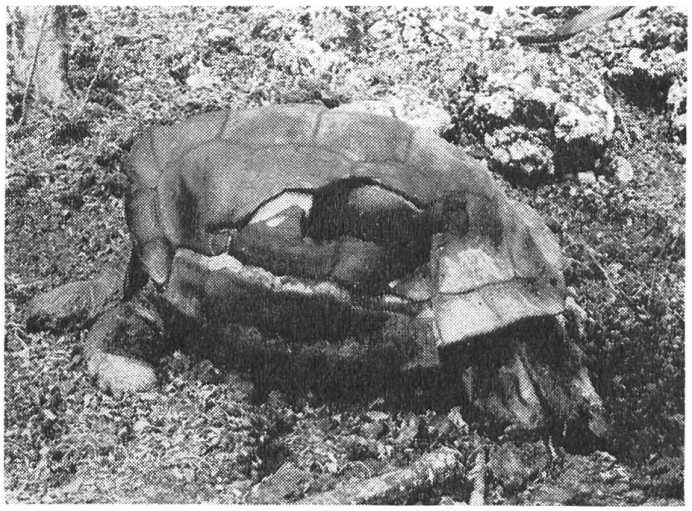
Als weiteres Kuriosum fanden wir hier eine Kolonie von flugunfähigen Kormoranen. Merkwürdig an ihnen ist, daß sie wohl noch Flügel besitzen, aber nicht mehr fliegen können – weil sie keine Feinde hatten, vor denen sie hätten fliehen müssen. Dieser Kormoran gilt als einer der letzten Beweise dafür, daß ein Vogel in einer feindlosen Umgebung sein Flugvermögen einbüßen kann, ohne daß es der Art zum Schaden gereicht. Ein anderes berühmtes Beispiel ist der Dodo oder Droute von Mauritius, der aber schon lange ausgestorben ist.

Endlich Kontakt

Auf Albemarle endlich stießen wir auf unsere gesuchten Riesenschildkröten, die hier eine Länge von etwa 80 Zentimetern haben. Aber in was für einem Zustand! Obwohl diese Tiere seit 1934 von der ekuadorianischen Regierung geschützt sind, wird hier arg gewildert. Zahlreiche gebleichte Panzer und frische Kadaver zeugten von diesem Treiben. Als besonderer Leckerbissen gilt die Leber des Tieres. Zum Zweck dieses Genusses wird der Schildkröte mit einem Beil ein großes Loch in den Panzer gehauen, dann reißt man die Leber heraus – und dann läßt man das Tier wieder laufen, bis es schließlich jämmerlich verblutet.

Vor einer Höhle fanden wir Spuren von Schildkröten. Ich wagte mich hinein, denn Raubtiere hatte ich hier ja nicht zu fürchten. Über messerscharfe Lavaschlacken arbeitete ich mich vor. Meine Kleider gingen dabei «z Chuder und Fätze». Aber die Mühe lohnte sich: Nach 60 Metern empfing mich ein grauenhaftes Fauchen, etwa so, wie wenn ein großer Last-

Das Loch im Panzer



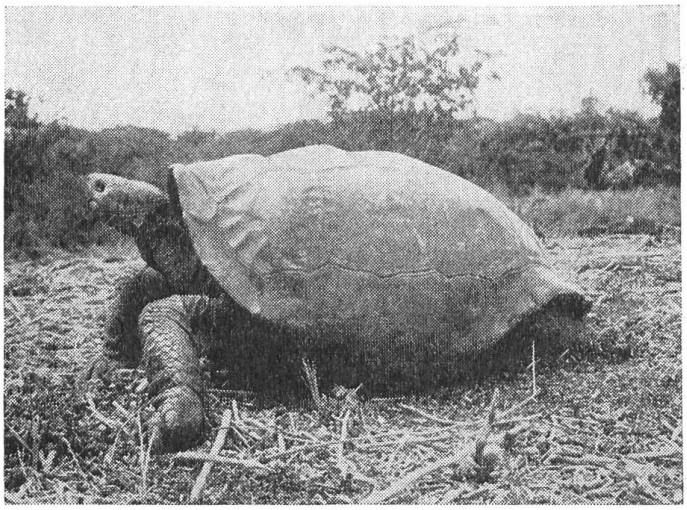
wagen seine Motorbremse zieht. Und vor mir standen drei meiner Gesuchten!

Ich hatte die Tiere in ihrem «Trockenschlaf» überrascht, zu dem sie sich in der heißesten Jahreszeit, wenn die ganze Vegetation versengt ist, an einen verhältnismäßig kühlen und feuchten Ort zurückziehen und hier von ihrem Fett zehren. Nicht zu verwechseln ist dieser «Trockenschlaf» mit dem «Winterschlaf», zu dem sich die Reptilien etwa im europäischen Klima zurückziehen. Der «Winterschlaf» ist eine Art von Erstarrung: Der Organismus kühlt sich infolge der sinkenden Temperatur ab, arbeitet auf ganz geringen «Touren», die Bewegung wird eingestellt und ebenso die Ernährung.

Schon vor vierzig Jahren hatte ein Amerikaner vom Bronx-Zoo auf Galapagos nach den seltenen Sattelschildkröten gesucht, die etwa 1 Meter 20 lang werden. Auf seinen Spuren fuhren wir an die Westseite der Insel Duncan und machten uns dort an die Besteigung des 800 Meter hohen Vulkanfelsens. Der Aufstieg dauerte gegen fünf Stunden. Mit unseren Buschmessern bahnten wir uns den Weg durch das Dickicht der Opuntien-Kakteen. Schließlich aber verleidete uns das mühsame Roden, und wir schritten einfach drauf los. Als wir auf dem Hochplateau ankamen, hatten wir alle Hände voll von Blattern, und unsere Bluejeans hingen in Fetzen an den Beinen.

Auf der andern Seite stiegen wir nun die innere Wand des Kraters hinab – und fanden dort, nach langem Suchen auf dem Kraterboden, eine einzige, offenbar die letzte Sattelschildkröte. Hingegen umwimmelte uns eine gewaltige Schar von Ratten, die von den auf der Insel landenden Schiffen eingeschleppt worden sind.

Sattelschildkröte



Hier wollten wir nicht übernachten und traten also möglichst bald unseren Rückweg an. Und diese letzte Schildkröte beschlossen wir nicht einfach ihrem Schicksal zu überlassen, sondern mitzunehmen. Allerdings war das nicht einfach: sie wog sicher 60 Kilogramm und hatte in meinem Militärrucksack gerade Platz.

Sie strampelte so heftig, daß von dem Rucksack bald nur noch die Tragriemen vorhanden waren. Also legten wir sie uns abwechslungsweise auf den Nacken. Dem Embryologen bekam dieses Transportsystem nicht gut: Auf einmal wurde er von dem geretteten Tier mit «Pech und Schwefel» übergossen. Es ist ja bekannt, daß die Schildkröten, wenn sie Angst haben, gerne «etwas» fahren lassen. Das Zeug stinkt furchtbar, aber der Embryologe war nicht gar so unglücklich – denn es kühlte auch!

Das grosse Durcheinander

Das größte Vorkommen von etwa hundert Riesenschildkröten zeigte uns Santa Cruz, auf den Pampas, den offenen, von Wald umgebenen Wiesen, in etwa 400 Meter Höhe. Leider wird das Gebiet immer mehr eingeschränkt, weil die Siedler den Boden urbar machen und den Wald umlegen. Die eingeführten Haustiere, vor allem Ziegen, Schweine und Esel, zerstören die Vegetation Schritt für Schritt, und den Tieren bleiben bald nur noch wenige Büsche, unter denen sie Schutz suchen können. Viele sind am Verhungern.

Die Eier, über zwanzig aufs Mal, legen die Schildkröten nicht in den Hochlagen, sondern weit unten an der Küste. Es sind richtige Kugeln, etwa so groß wie ein Tennisball und mit einer harten Schale. Sie werden in einer Sandgrube vergraben und nach einigen Monaten – sollte dann das Junge ausschlüpfen. Aber die Schweine lassen das nicht zu. Sie haben sich auf diese Eier «spezialisiert», graben sie aus dem Sand und fressen sie zu Tausenden auf. Den Rest nimmt der Mensch – und macht daraus Kosmetik-Produkte, damit unsere Frauen noch schöner werden.

Und selbstverständlich essen auch die Menschen die großen Tiere und nehmen kleinere als «hübsche Einnerung» mit. Wenn man hier nicht gelegentlich einen Weg findet, um die Natur wieder in ihr natürliches Gleichgewicht zu bringen, wird die Schildkröte bald aus dem Bild verschwinden. Und die Galapagos, was Schildkröten heißt, werden dann ihren Namen ganz zu Unrecht tragen.

Mit diesem Durcheinander, das der Mensch angerichtet hat, gingen auch die schönen gelben Landleguane oder Drusenköpfe, die größeren Vettern unserer einheimischen Eidechsen, zugrunde. 1835 beschrieb Darwin noch die großen Leguane-Kolonien auf der Insel James im Galapagos-Archipel. Dann führten die Fischer Ziegen ein, die sie frei auf der Insel herumlaufen ließen und von Zeit zu Zeit zur Abwechslung von der eintönigen Fischnahrung abschossen. Die Ziegen frassen auch hier alles kahl, der Boden verlor den Halt, die Erosion schritt vor – und heute herrscht die reine Wüste. Immer wieder erlebt man diese schrecklichen Folgen von neuem, und man müßte heute geradezu versuchen, das Rad wieder rückwärts zu drehen.

Als wir von den Galapagos nach Ekuador zurückkehren wollten, kam das Schiff nicht. Es war auf eine Sandbank aufgelaufen, hatte dabei den Boden verloren und lag dann einige Tage im Trockendock.

Als es endlich repariert war, stiegen wir mit sehr gemischten Gefühlen ein, denn es war noch in weit traurigerem Zustand als der Cristobal Carrier auf der Hinreise. Es war klein, aber es hatte allerhand darauf Platz: etwa 70 Siedler, neben der Besatzung natürlich, 40 Kühe und 50 Schweine.

Zu essen gab man den Tieren nichts, zu trinken nur Meerwasser. Kein Wunder, daß einige eingingen – und daß dann nach einem solchen «Unfall» zur nächsten Mahlzeit reichlich Fleisch serviert wurde.

Wir zogen unseren Büchsenproviant unter diesen Umständen vor. Vergiften wollten wir uns nicht. Ans Schlafen war kaum zu denken. Wenn einem nicht gerade ein Schwabenkäfer über das Gesicht lief, dann rumpelte es sicher plötzlich unter der Türe und ein Rind versuchte sich in die Kajüte zu zwängen . . .

Nach vier Tagen hatten wir das überstanden und waren froh, doch noch zeitig nach Hause zu kommen.

Auf dem Aldabra-Atoll

Einige Zeit später, nachdem ich meine neuen Erfahrungen in unserem Zoo zugunsten unserer Reptilien auszuwerten begonnen hatte, wollte ich auch noch die Verhältnisse auf den andern Riesenschildkröten-Inseln, den Seychellen, studieren. Diese liegen 1700 Kilometer östlich der Ostküste Afrikas im Indischen Ozean. Die Expedition finanzierte der internationale World Wildlife Fund und die Schweizerische Goethe-Stiftung.

KINDERZEICHNUNG

Vierschrötig läuft ein Schiff auf glatte See,
Kamine rauchen festlich um die Wette,
ein Horizont von Wimpeln reckt sich steif
vom Steuerbord zur groben Ankerkette.

Wohin die Fahrt, nach welchem Honigland?
Entrückte Küste macht die Himmel offen.
Ein Vogel tanzt, vielleicht ein Kormoran,
durchs weite Netz von Bangen und von Hoffen.

Gesichter lachen rosig unter Deck,
fast wie auf Miniaturen, zartgeschliffen:
Kombüsenkoch, Matrose, Passagier,
sich selbst im jähen Dasein unbegriffen.

Dann Wolken noch und Wasser, sprachlos blau,
mit nichts betraut als seiner eignen Schwere,
und eine Sonne, feurig angestrengt,
dass sie das Leuchten ihrer Welt vermehre.

FRITZ SENFT

Mit einem andern Reptilienspezialisten flog ich von Zürich nach Nairobi, und von dort fuhren wir mit dem Zug nach Mombasa, im südlichen Kenia, wo wir uns nach den Inseln, das heißt nach deren Hauptstadt Mahé, einschifften. Obwohl wir unser Gepäck drei Monate voraus geschickt hatten, war es nicht zur Zeit im vorbestimmten Hafen – es folgte uns erst etwa einen Monat später! Aber man kann in diesen Verhältnissen ja nicht so heikel sein.

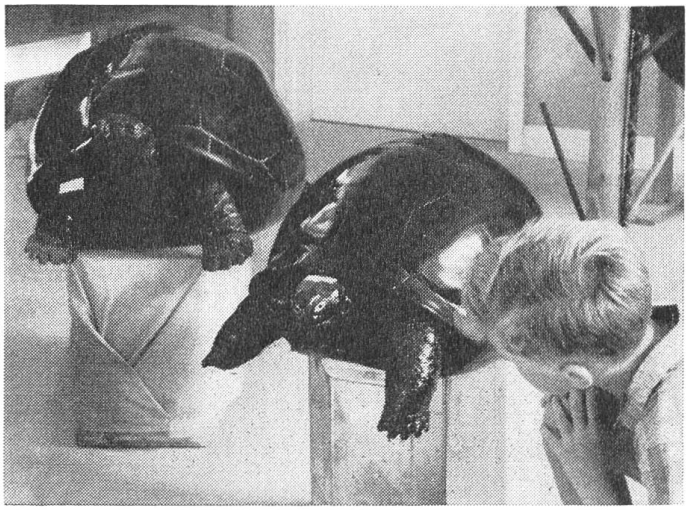
Auf Madagaskar, Mauritius und Réunion sind die Riesenschildkröten bereits infolge Plünderung durch Seefahrer im 19. Jahrhundert ausgestorben. Das letzte Riesenschildkröten-«Paradies» bildet das Atoll Aldabra, 1000 Kilometer westlich von Mahé.

In Mahé fanden wir einen soliden Schoner, etwa 17 Meter lang, gesteuert von dem fähigen Kapitän Camille Savy, der den Dienst zu den umliegenden Inseln besorgt. Alle drei Monate versorgt er sein Gebiet mit Reis, Teigwaren und anderen Lebensmitteln. Die Besetzung des Kahns ließ auch hier nichts zu wünschen übrig: gegen 70 Personen im Alter zwischen 80 Jahren und sechs Monaten. Das Aldabra-Atoll hat eine Breite von 8 und eine Länge von 24 Kilometern, sein Landring ist an drei Stellen vom Meer durchbrochen.

An der Küste liegen die Korallenfelsen, dann folgt ein Streifen Wiese, und auf der inneren Seite des Ringes, den eine Lagune ausfüllt, breiten sich wiederum einige Riffe aus.

Von den Landschildkröten entdeckten wir auf Aldabra noch viele Exemplare. Wie große, wandelnde Steine bewegten sie sich am Morgen auf die Futtersuche nach dem Wiesland. Wenn es wärmer, so gegen 30 Grad, wird, ziehen sie sich wieder an ihre schattigen Plätze unter Bäume und in die Korallenfelsen zurück: unter Blättern und Büschen haben sie ihre immer wieder aufgesuchten «Garagen». Und gegen Abend geht es nochmals auf den Futtermarsch. Junge von diesen Riesenschildkröten werden den Touristen auf den Seychellen als Souvenirs angeboten.

«Souvenirs»



Die Insel wird von einem Pächter bewirtschaftet, der in einem schönen Landhaus wohnt. Darum herum stehen die dreißig Hütten seines Unternehmens, das dem massenweisen Export von Meerschildkröten dient. Nach den vorliegenden Statistiken werden jährlich in der westlichen Welt gegen 1600 Tonnen Schildkrötenfleisch verarbeitet, was bedeutet, daß also im Jahr für die Lust unseres überkultivierten Gaumens etwa 20 000 dieser Tiere umgebracht werden. Findige Köche haben indessen schon vor hundert Jahren herausgebracht, daß man Schildkrötensuppe auch aus Kalbskopf herstellen kann.

Vor allem Weibchen

Die Suppenschildkröten, eine Art der Meerschildkröten, werden in den Monaten Januar bis März gefangen. Dann kommen die weiblichen Tiere an Land und legen hier ihre Eier ab, während die Männchen im Meer draußen bleiben. Das Opfer der Fischer wird also vor allem das Weibchen, und deshalb geht die Art langsam aber sicher zugrunde, wenn dieser Ausbeutung kein Riegel geschoben werden kann. Sogar vor der Eiablage werden die Weibchen oft schon gefangen, obwohl ein Gesetz der Regierung der Seychellen dies ausdrücklich verbietet. Die wenigen Weibchen, die ans Land gelangen, legen dort etwa pro Ablage 120 Eier, doch kommen nur wenige der ausschlüpfenden Jungen davon, da sie sehr viele Feinde haben: Krabben, Reiher, Seevögel und große Fische jagen nach ihnen.

Der Fang der Männchen ist mühsamer. Sie werden von den Pirogen aus harpuniert, ins Schiff gezogen, auf den Rücken gelegt und kommen dann in den großen Kral des Pächters, wo sie mit den Weibchen zusammen auf den Abtransport nach Mahé warten.

In Mahé werden die Tiere dann geschlachtet. Mit einem Beil schlägt man ihnen den Kopf ab, der Rükkenpanzer wird vom Bauchpanzer getrennt, und der knorpelige Teil des Panzers sowie das Fleisch werden an der Sonne getrocknet und gesalzen. Der Knorpel gibt später der Suppe den gewünschten gallertigen

Gehalt, und das rosarote Fleisch wird in den Fabriken zu kleinen Würfelchen geschnitten.

Aldabra exportiert nach meinen Schätzungen im Jahr mindestens 2000 Schildkröten, auf dem Papier läßt die Regierung freilich nur den Export von 500 Stück zu. Natürlich ist die Schildkröte aber auch eine Hauptnahrung für die Küstenbevölkerung, weshalb sich neben den Tierschutzverbänden auch die FAO vom Ernährungsstandpunkt aus damit befaßt, welches Nahrungsmittel an die Stelle dieses wichtigen Eiweißlieferanten treten könnte.

Griechen aus Jugoslawien

Nun kenne ich also vier von den 210 Schildkrötenarten einigermaßen, und ich sehe, wie wenig ich von meinen Reptilien weiß und wie viel zu ihrem Schutz noch zu tun ist. Begreiflicherweise haben unsere Kinder und Tierliebhaber Freude an den «herzigen» Tieren. Aber man weiß oft nicht, was diese Geschöpfe durchmachen müssen, bis sie bei uns sind.

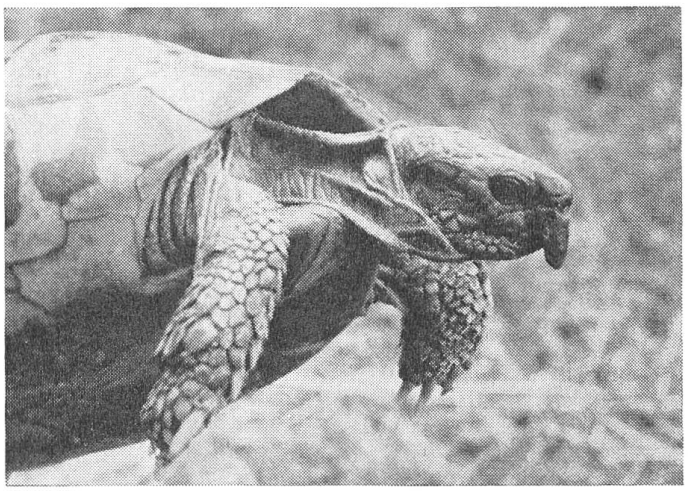
In die Schweiz werden im Jahr über 3000 Schildkröten für Terrarien importiert. Meistens handelt es sich dabei um die griechische Landschildkröte, die aber nicht aus Griechenland sondern aus Jugoslawien kommt. Dort werden sie gefangen und kommen in großen Kisten – Steine würde man nicht anders verpacken! – in unser Land.

Vor zwei Jahren hat mich einmal ein SBB-Angestellter im Zoo angerufen und mich gefragt, was er mit dieser Kiste machen solle, die da angekommen sei: «Aus den Luftlöchern baumeln Beine von Schildkröten, die Tiere können sich sicher gar nicht bewegen in diesem ‚Gstungg', und ich glaube, viele sind schon tot!»

Mit einem Vertreter des Tierschutzvereins ging ich zum Bahnhof. Der Anblick war in der Tat empörend, eine reine Tierquälerei! Es waren nicht sehr viele gestorben, die Schildkröten sind relativ zähe Tiere, viele aber stark abgemagert, kreuzweise verklemmt und damit zur Bewegungslosigkeit verurteilt.

Wenn ein hiesiger Zoohändler in Jugoslawien wegen dieser tierunwürdigen Verpackungsart reklamiert, so bekommt er entweder gar keine Antwort oder wird nicht mehr beliefert. Eine andere Verpakkungsart ist eben nicht rentabel. Was sollen wir tun, um den Jugoslawen beizubringen, daß auch Tiere eine anständige Behandlung verdienen?

Leider werden die Schildkröten, die bei uns privat



Folge falscher Ernährung

gehalten werden, nicht alt, im Durchschnitt kaum über drei Jahre. Manchmal gibt es Ausnahmen. Es sind mir Fälle bekannt, wo Schildkröten ein Alter von zwanzig, dreißig, ja fünfzig Jahren erreichten. In Freiheit sollen sie noch älter werden, doch sind zuverläßige Angaben selten. Im Staate New York wurde vor einiger Zeit eine Dosenschildkröte gefunden, die nachweislich 129 Jahre alt war.

Am besten ist es, wenn wir unseren Schildkröten zu Hause ein richtiges Terrarium einrichten und dieses im Winter dann an einen etwas kühleren Ort stellen. Die ideale Temperatur für das Überwintern liegt zwischen 3 und 8 Grad. Heute aber sind unsere Keller meist zu warm. Heizungsröhren führen hindurch und bringen die Luft auf 10 bis 12 Grad. Für ihren Schlaf haben die Tiere so natürlich zu warm – und wenn sie dann nicht gebadet und gefüttert werden, gehen sie ein. Mit einer Temperatur zwischen 21 und 24 Grad kann man die Schildkröten aber auch in Gefangenschaft den ganzen Winter über wach behalten.

Alle Tage bekommen wir im Zoo kranke Schildkröten oder gesunde, die aus irgendwelchen Gründen abgeschoben werden. Viele wurden falsch gefüttert, ihre Augen sind entzündet, der Panzer infolge eines Mangels aufgeweicht. Die Schildkröte auf unserem Bild hat zum Beispiel ein Jahr lang nur Weißbrot und Milch gefüttert bekommen. Schließlich ist ihr Oberkiefer über den Unterkiefer hinausgewachsen, weil er nicht mehr durch zweckmäßiges Futter abgeschliffen wurde – und das Tier konnte eines Tages das Maul nicht mehr öffnen.

Ja, die Schildkröten sind faszinierende Tiere. Sie eignen sich als Symbol der Stärke und der Sicherheit in unserer Reklame. Aber wenige kommen auf die Idee, daß man diesen starken Tieren helfen sollte.